

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 30 (1948)
Heft: 51

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreise für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Einrückung auch in fremdsprachigen Anzeigen-Blättern. Abonnement-Geschäften auf Postfach-Nummer VIII b 88 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Verantwortliche: August Gysin, Winterthur, Postfach 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Nummer VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Bundesdruckerei Winterthur AG, Schönbühl 22/23, Postfach-Nummer VIII b 88

Insertionspreis: Die einseitige Zeile mit 10 Spalten für den ersten Raum 15 Rappen, für den zweiten Raum 10 Rappen, für den dritten Raum 5 Rappen, für den vierten Raum 3 Rappen, für den fünften Raum 2 Rappen, für den sechsten Raum 1 Rappen. Mehrspaltige Anzeigen werden nach Vereinbarung berechnet. Anzeigen für den ersten Raum werden gegen Vorzahlung angenommen. Anzeigen für den zweiten Raum werden gegen Vorzahlung angenommen. Anzeigen für den dritten Raum werden gegen Vorzahlung angenommen. Anzeigen für den vierten Raum werden gegen Vorzahlung angenommen. Anzeigen für den fünften Raum werden gegen Vorzahlung angenommen. Anzeigen für den sechsten Raum werden gegen Vorzahlung angenommen.

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Gläubige Seel

Gläubige Seel, schau, dein Herr und König will kommen, dir zu Trost und zu Frommen; er läßt sich dir vorher ansehn, (sieh, daß du ihm nicht behagen und dein Herz von Herzen nachgahn). Er ist freundlich, sanftmütig, lieblich und wohlgestalt, groß von Kraft, Macht und Gewalt, er durchdringt aller Herz und Sinn, es ist nichts verborgen vor ihm, wer ihn verehrt, hat sein feines Geminn. Schmück ihm dein Haus und gib ihm in deinem Herzen Ruh, und was er dich heißt, das tu, so wird er dir dein Treu beweisen, dich geistlicher Weise preisen, daß du ihn ewig höchst preisen.

Miles Dieb

Die Geburt Jesu

Es begab sich aber in jenen Tagen, daß vom Kaiser Augustus ein Befehl erging, daß der ganze Erdboden sich einschreiben lassen sollte. Diese Schätzung war die erste und geschah, als Quirinus Statthalter in Syrien war. Und es machten sich alle auf, um sich einschreiben zu lassen, ein jeder in seine Stadt. — Aber auch Joseph ging von Galiläa aus der Stadt Nazareth hinaus nach Züria in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um sich mit Maria, seiner Verlobten, die schwanger war, einschreiben zu lassen. Es begab sich aber, während sie dort waren da vollendete sich die Tage, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil sie in der Herberge keinen Platz fanden. Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde, die hielten Nachtwache über ihre Herde. Da trat ein Engel des Herrn zu ihnen und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher der Christus ist, der Herr in der Stadt Davids. Und das sei euch das Zeichen: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Und auf einmal war bei dem Engel die Menge des himmlischen Heeres, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden unter den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat. Und es begab sich, als die Engel von ihnen gen

Himmel gefahren waren, da sprachen die Hirten zueinander: Laßt uns doch nach Bethlehem hingehen und diese Sache sehen, die geschahen ist und die der Herr uns kundgetan hat. Und sie gingen eilends und fanden Maria und Joseph, und das Kind in der Krippe liegend. Als sie es aber gesehen hatten, machten sie das

Wort kund, das ihnen über dieses Kind gesagt worden war. Und alle, die es hörten, verwunderten sich über das was ihnen von den Hirten gesagt wurde. Und die Hirten kehrten zurück und erzählten und lobten Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie es ihnen gesagt worden war. Zwingli-Bibel, Lukas 2, 1-20.

Der Widerschein

Denn Gott, der da geboten hat: „Aus der Finsternis leuchte Licht hervor!“, der hat das Licht auch in unserm Herzen aufgehen lassen, um die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesichte Jesu Christi erlangen zu lassen. 2. Kor. 4, 6.

Wir stehen alle noch im Widerschein des zerfallenen Brandes, der über die Welt und durch die Menschheit gegangen ist und dessen Flammen heute noch kein Ende gefunden hat. Es ist ein arges Licht, das die Herzen dunkel und schwer macht, das Vertrauen und Liebe tötet und dem Herz erlaubt, sich immer tiefer in den Herzen festzusetzen. Im Widerschein dieses schmelzenden Brandes, der groß über unserm Leben steht, mag unsäglichen die Dunkelheit des Abtats noch finsterner erscheinen. Wo ist da ein Lichtstrahl, ein Hoffnungsschein, etwas, an dem das Herz sich erwärmen und nicht nur erhitzen dürfte?

Da zeigt Erinnerung in dieser weihnachtlichen Zeit so vielen Hoffnungsschlofen den traulichen Kerzenschimmer aus kinderleichen Tagen und raunt: „Weißt du noch? Weihnachten dabei bei Vater und Mutter, in deinem jungen Ehe- und Mutter-, vielleicht auch Berufsstand, damals, als du noch an die Menschen glaubtest und all das Schwere noch nicht erlebt hattest, das seither über die Welt gegangen ist. Weißt du es noch?“ Ja, wir wissen es noch so gut, aber unsere Augen werden davon nicht heller, unser Herz nicht frei und leicht, denn es sind verunkeltene seltsame Zeiten, die so nicht wiederkehren. Darum bleibt für die Vielen Weihnachten das Fest der Kinder, deren Jubel ihr müdes Herz mit wehmütiger Teilnahme miterlebt. Solcherart gehen wir kraftlos vom Weihnachtsfest in das unsichere Dunkel eines neuen Jahres.

Weißt du aber auch das andere noch, daß die Rede ist von einem Licht, das im Dunkel aufleuchtet und dort am hellsten strahlt, wo die Finsternis am dichtesten ist? Einmal haben wir auch das Prophetenwort geleert von dem „Licht, das im Dunkel wandelt und siehet ein helles Licht“. Heute sitzen wir im Dunkel, wenn auch wieder Lichtgärten in allen Farben die nächtlichen Straßen unserer Städte durchfluten, ja oft auch da, wenn einer alles hat, was er sich nur wünschen mag.“ In all dem mühen wir es merken: es ist nichts mit dem Leuchten der Erinnerung allein, das uns so manchmal tränendübel macht; es ist nicht hart genug, den großen Glanz des Weltenscheiters in den Schatten zu stellen und die Abgründe der Finsternis zu erhellen, die wir ahnen.

Aber der Traumwelt des Erinnerns steht eine starke, helle Wirklichkeit entgegen. Es ist das ganz

andere Licht, von dem der Apostel Paulus in unserem Textwort redet und von dem die Gemeinde Christi singend und betend bekundet, daß es alle Dunkelheit zu überwinden vermag. Leuchtet es doch gerade da am klarsten auf, wo alle frohen Stimmungen verfliegen sind und die Seele nicht mehr anders kann, als sich nach etwas Zuverlässigerem auszurufen. Von diesem Licht bekundet ein alter Pfarrer seinem Sohn, der bei uns in der Emigration lebte, daß es ihm nie heller gelehrt habe als in der einjämigen Christnacht, die er in der stilligen, dunklen Zelle eines Konzentrationslagers verbringen mußte. Dieses Licht leuchtet als strahlender Widerschein aus dem Buch der Schwedlin Greta Andren. „Ein Brief Christi“, das uns erzählt, wie Oerth Fischer die Frau eines Wiener Rechtsanwaltes während der Judenverfolgungen dem „Licht der Welt“ erschlossen hat. Staunend sehen wir hier die unumwandelte Wirkung dieses Lichtes in einem Ausmaß, wie viele unter uns sie in diesen Tagen kaum mehr für möglich gehalten hätten. Der Herr der Weihnacht ist also heute noch wirksamer Realität und nicht nur eine Märchengestalt ferner Zeiten? Fragen über Fragen bewegen uns, wie wir den Weg Oerth Fischers und ihrer Freunde verfolgen, die das ihnen geschenkte Licht nun weitertragen und leuchten lassen unter den Leidensgefahren im Ghetto in Polen, bis in den Tod in irgend einer Gaslammer. Hat Gott tatsächlich so Gewaltiges geschenkt im Kinde der Weihnacht, im Mann von Nazareth? Und beschenkt heute noch durch ihn? Und gibt er in ihm anderes und mehr als nur zeitliches Wohlergehen und die Erfüllung irdischer Wünsche? Ist er wirklich auch da noch der Sendende, wo menschliche Wünsche scheinbar von ihm ungehört verhallen? Gibt er wahrhaftig „über Bitten und Verheissen“, wie die Jünger Christi es noch alters her bis heute immer wieder bezogen? Beim aufmerksamsten Lesen merken wir: denn der Apostel Paulus im zweiten Korintherbrief einmal dankt für „Gottes unaussprechliche Gabe“, so geht es ihm um die Gabe in Christus und durch Christus, die alle menschliche Geben und Drangeben erst im tiefsten Sinne möglich und recht macht. So konnten die ersten Christen in der Arena jubelnd in den Tod gehen für den, der ihnen Gottes größte Gabe geworden war, so haben in den letzten Jahrzehnten ungezählte Männer und Frauen im bolsche-

wistijischen wie im Naziterror mit Leben und Sterben es bezogen: alles kann ich lassen, allem abgeben, wenn es sein muß, nicht aber ich, der als Licht vom Licht, als Widerschein der Klarheit Gottes in mein Leben gekommen ist.

Und dann steht die Frage auf, die uns ins Gewissen trifft: hat Gott nicht auch schon in dein Leben einmal — manchmal — den hellen Schein gegeben, von dem das Schriftwort redet? An einer Weihnacht oder einem anderen Fest des Kirchenjahres, am Tage der Konfirmation oder Firmung? Was hast du mit diesem Schein angefangen, daß du nun so lange schon wieder von künstlichem Lichte leben mußt? Hast du vergessen, daß dein Licht nur leuchten kann, wenn du den Zustrom vom ewigen Lichte her nicht unterbindest? Wir haben wohl fast alle über kleineren und größeren künstlichen Gaben und Freuden Gottes Weihnachtsgabe an uns, die „unaussprechliche“, wieder aus dem Herzen verloren. Oder gibt es eine Weihnacht in unserem Leben, aus der wir einen unübergehlichen Reichtum an dankbarer Freude und tiefer Geborgenheit trotz Not und Schuld ins weitere Leben hineingetragen haben? Wenn das noch nicht geschahen ist, dann muß es an dieser Weihnacht werden, der wir nun entgegen gehen. Dazu muß es uns rechter Ernst sein mit der abendlichen Frage: Wie soll ich dich empfangen? Die Antwort, die uns darauf zukommt, wird zunächst vielleicht in die Stille weisen, ein Zurückstellen allzuwieweriger äußerlicher Selbstbereitungen verlangen, ein Beschneiden geistlich-fürsorglicher Verpflichtungen und Freuden. Doch keiner von denen, die solches auf sich genommen haben, konnte es je bereuen. Denn Gottes weihnachtliche Gabe in dem „menschengeborenen Wort“ waren höchste Kräfte der Gerechtigkeit, die sich nicht zurückbringen ließen in die Eingeweide einzelner Menschenherzen, sondern die herausstrahlen mußten als ein Licht, das „allen leuchtet, die im Saufe sind.“ So geht beständig die Verbeiwung in Erfüllung, die wir vorher immer nur als bedrückende Forderung betrachtet hatten: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Weihnacht und der Widerschein der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi strahlt auf, damit „er das Licht und wir der Schein“ seien in dieser dunklen Zeit. Paula Nath

Weihnachten naht

Es ist eine schlechte Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit vergangene Zeiten heraufzubeschwören und in Erinnerungen zu schwelgen. Was hilft's uns, zu hören, daß früher alles besser gewesen sei als heute. Wir müssen mit der Gegenwart fertig werden. Jedem sind wir gar nicht überzogen, daß die gute alte Zeit wirklich viel besser war als die unruhige, kurzum, wir sind der Meinung, es sei klüger, die Formen des futurum zu erkennen, als diejenige des passatum zu wiederholen. Doch, wenn Weihnachten naht, ist's nicht immer leicht, Erinnerungen abzumelden. Sie steigen auf wie feiner Rauch und umhüllen uns freundlich. Blasen wir hinein, um sie zu zerstreuen, ballen sie sich in unserem Köden um so dichter. Ja, wie war's denn damals, als wir noch...

Heilige Nacht

Marias Stunde ist gekommen. In heiliger, gemießer Nacht hat sie Gott-Vater dargebracht. Am Himmel zieht der Sternenzug in wunderbarem Strahlensicht. Die Hirten auf dem Felde neigen anbetungsvoll das Angesicht. O Kindlein in der harten Krippe, das aus dem Heil geboren ist, wir preisen dich mit Herz und Lippen: „Gelobet seist Du, Jesus Christ!“ Elisabeth Seeren. Nicht uns in Gottes Namen aus unserm Glend! — Amen* Dies ist eine alte Geschichte, zu allen Zeiten geschehen, und doch ist sie geltener erst wiederum neu in das Buch des Lebens eingegangen. Denn das war so: Undar verdiente auf dem Büro lo hübschen Lohn, daß sie nach Abgabe des Rohgelbes an den Vater noch ordentlich Tagelohn erübrigte. So viel, daß sie Ruberdeo und Spinnenstift und Schminkeleier und Tages- und Nachterme und Apfelfadl und Parfum „Da muß bes nützt“ damit kaufen konnte. Aber der Vater war ein ehrbarer, bürgerlicher,

braver und angesehener Mann, und er sagte zu Undar: „Schmeiß dies Zeug alles weg, ich will dich nicht bemalt sehen, sonst schäme ich mich deiner!“ Die Tochter schmiedete sich aber weiterhin; denn sie wollte nicht weniger sein als Lizian und Claire. Der Vater empörte sich über seiner Tochter Hartnäckigkeit und Ungehorsam. Er rief die Ruberdeo aus Undars Sand, als Undar eben daran war, das Quästchen mit Puder voll zu putzen. Er schmeiß die Dinge auf den Parkettboden in Undars Zimmer, stellte sich mit dem Schuhabsatz darauf und drehte sich einmal im Kreis um sich selber. Der Abwas aber war mit einem eisernen Halbmond beschlagen, und der Vater, dem der Abwas gehörte, war ein schwerer, großer Mann. Die Dole zerquetschte deshalb jammervoll zu Splitter und Staub. „Und hier ist die Tür offen für eine Tochter wie du, die nicht ehrtbar leben will, so wie der Vater befehlt!“ Undar schaute groß erschrocken. Sie war nicht froh, sie war bloß jung und led und übermütig. Immerzu schaute sie groß zum Vater empor. Aber er hielt unentwegt die Tür in der Sand und wiederholte: „Hier ist die Tür offen!“ Er ließ Undar eine kleine Zeit, damit sie ihre nötigen Handbeligkeiten zusammenpakte. Undar fand, als es schon gegen Mitternacht ging, mit ihrem kleinen Koffer in der lauen Frühlingssnacht am Quai und dachte zum erstenmal: „Wenn ich jetzt eine Mutter hätte, so wäre sie mit sicher beigekanden, so hätte sie die drohende Tür wieder hinter mir geschlossen und mich bei ihr behalten.“ Und zum erstenmal verstand sie, daß die Mutter vor

hüßigsten Jahren einfach aus dem Haus von Undars Vater ging, einfach vor ihm wegloft in weih Gott welche Ungehorsamkeit hinein! Da kam ein Nachtschwärmer nach, so daß er Undars Seite freiließ. Und er sagte zu ihr — ja, direkt in Undars Gesicht wagte er, so zu sagen — Undar erdarrt so sehr, daß sie hätte weiterlefen ohne ein Wort der Erwidrerung. Sie lief dem Quai hinauf bis zum See, und ihre Beine zitterten vor Schreck; aber sie lief in weih Gott welche Ungehorsamkeit hinein! Als sie am See angelangt war, lief sie wieder zurück zum Quai, an den Galkünlern vorbei, die alle geschlossen waren. Sie hätte ja nicht gewagt, eine Glode zu fäuten. Sie lief das Trottoir auf und ab unter dem Fenster, dahinter ihr Kamerad aus dem Spanischhaus machte. Aber weil die Stadt verdundelt war, mußte Undar nicht, gar nicht hinter den Vorhängen beim Schein der Lampe los oder er schon schief. Arkt aber schief noch nicht, sondern steckte den Kopf in die Stille der Frühlingssnacht hinaus, weil sie von Undars aufgeregten Schritten geföhrt wurde. „Was tust du bloß lo ipat, Undar, auf der Straße?“ „Nichts — gar nichts —, Vater hat mich bloß — vor die Tür — gewiesen —“ Sie schluchzte. Und es war lo selbstverständlich, daß Arkt die kleine Undar in die Arme schloß, um sie zu trösten. „Worum bloß hat dich dein Vater, Undar, weggeschickt?“ „Weil — weil — ich mir — rote Lippen — malte —“ „Gib her deine roten Lippen, Undar! — Wie schmecken sie süß!“

Undar hielt jetzt an zerrissenen Kinderhänden herum. Sie kann nicht mehr andere Arbeit verrichten, weil ihr Leib lo schmerzhaft schwer ist und sie keine Stunde weiß, wann sie in den Gebärtal zu liegen kommt. Die Oberin des Frauenhospitals ist freundlich zu Undar; denn Undar ist ein gutes, williges und fleißiges Mädchen, was sie längst nicht alle fand, diese unehelichten, jungen, werdenden Mütter, die je und je Schutz und Brot suchen im Spital über die Zeit, da sie sich vor Augen ihrer Umgebung verbergen wollen. Die Oberin lagt jetzt sogar zu Undar: „Legen Sie die Arbeit weg, Sie sind lo müde und abgepannt! Gehen Sie lieber zu Bett!“ Undar bestet am Fensterchen. Große Schmeifchen fallen auf die Bettkanten. Undar preßt die sämmerliche Stirn zur Kühlung an die Scheibe und schaut dem Schmeifchen zu. Aber nicht mit Freude wie im letzten Winter, als sie an Vaters Stubenfenster stand und erregt rief: „Oh! — Schon lo hoch liegt er jetzt, Vater! — Da kann ich morgen meine neuen Ester ausprobieren!“ Morgen wird Weihnachten sein. Die Pflegerinnen haben Gedächtnis und Lieber gelernt für die Christbaumfeier. Undar weiß jetzt bloß noch den Anfang vom Weihnachtsgedicht: Es liegt ein Kindlein auf hartem Stroß, Es laßt in die Welt und macht aus froß. Fern, fern im Morgenland. Weiter weiß Undar nicht. Etwas von der Liebe steht noch drin. „Liebe! — Sie sagen alle: Liebe!“ denkt Undar. „Der Pfarrer, wenn er in den Spital kommt, sagt von Liebe, und aus der Bibel liest er von Liebe:“

* Sm Zwingli Verlag Zürich. Nachdruck verboten.

Mrs. Alfred Watt

Aus England kommt uns die Kunde zu, daß diese international bekannte und bedeutende Frau, die ihre ganze Lebensarbeit der Organisation und der Verbesserung der Arbeiterinnen gewidmet hat, gestorben und am 14. Dezember in London unter großen Ehren beklagt worden sei.

Von Geburt Canadianer, war sie von Jugend an mit dem ländlichen Leben und seinen Bedingungen vertraut. Durch ihre Heirat Engländerin geworden, nahm sie mit großer Energie und ebenso viel Durchsetzungsvermögen in England und Wales die Organisation der «Association of Country Women's Societies» an die Hand und gründete die Bewegung der «Women's Institute», die bald über die Grenzen hinaus Bedeutung erhielt.

Sie kannte von jung auf die Leiden und Freuden der Bauernfrauen, wußte um ihre Schmach nach geistiger Anregung, nach Gerechtigkeit, Aussprache und Ansehen an andere Frauen neben der großen und anstrengenden Arbeit in Haus und Hof, welche oft eine große Vereinnahmung mit sich bringt. Mrs. Watt war eine große Arbeitskraft zu eigen, ein rasch und klar ergründetes Ziel mußte sofort in Angriff genommen werden, und so durfte sie schon zu Beginn erfahren wie gute Früchte ihre Arbeit getragen hat, denn die zuerst national erreichten Erfolge erhielten bald internationale Bedeutung, und die U. N. hat die Bestimmungen und Ziele der A. C. W. B. in einem diesbezüglichen Statut gesichert. El. St.

Schon im November überfiel uns eine jenseits inige Anwandlung, artig zu sein. Wir gaben uns Mühe zu gehorchen, auch wenn's schwer fiel, wir zogen ohne Murren die Galoshen an und achteten auf Sandstöße und Saarmalchen. Wir dampften unsere Stimmen und bestellten uns einer ordentlichen Sprache. Das Brauein war erst ein äußerliches Gebahren, doch wirkten offenbar die lauberen Schürzen und reinen Schuhschäfte auf uns ein, denn bald änderte sich auch unsere innere Haltung. Wir spürten, dies das eiserne Begehren, recht zu tun, uns tiefer anpazte. Es kam vor, daß das Gewissen uns ganz zwangte, um uns zu zwingen, den Eltern eine verborgene geliebte Wirtin auf Teränen zu beichten, übrigens gewiß, daß auch die Eltern, von ungewohnter Milde ergriffen, gerührte Richter sein würden. Es war erlaubt. Wir genossen die Reinigung unseres Gemüts und garteten uns in der Rolle von kleinen Halbgöttern.

Was uns so unwohlgeht, war aber nicht etwa oder nur zum Teil, die Aussicht auf den Lohn, der unter dem Tannenhalm unter wartete. Gewiß, die Befürchtung, die sich erhob, wurde aber das seit langem gewohnte Buch wurde uns nicht zufallen, wenn wir uns ihrer als unwürdig erwießen, gar in den letzten Tagen vor dem Fest, half gewaltig mit, uns zu zähmen. Doch war es nicht eigentlich das Gefühl nach dem Geizt, das uns antrieb. Dieses half nur mit, die aus andern Gründen genährte Gehobtheit unseres Lebensgefühls zu erreichen. Sehr gläubig waren wir nicht gezogen, so daß auch die religiöse Auffassung des Festes als ein Zeichen des Herrn es nicht sein konnte, so erzieherlich auf uns einwirkte. Es war der Abend, das Wort an das Wunder schliefen.

Was durchs Jahr hindurch uns von Eltern und Lehrern an Wundern erzählt worden war — denn unerbittliche Aufklärung war damals die Devise aller gewissenhaften Erzieher — was wir halb und halb schon aufgegeben hatten: den Glauben an ein unsichtbares Walten hinter den sichtbaren Dingen der leuchtendsten Wirklichkeit, die Hoffnung auf eine Macht, die im Nu alle Regeln und Gesetze durchbricht, die unter jungen Leuten einmühten, und die Liebe als jünger Teilnahme am großen, als fernestehenden Dasein des geheimnisvollen „Es“, das drang, die Nüchternheit des Alltags überzweckeln, im Abend auf uns ein. Wir spürten das Reich dieses Geheimnisvollen förmlich genau. Die Luft, die wir atmeten, war davon durchdrungen. Es inlitierte in den Geden der Wohnstätte. Es durfte pflöcht, kaum wurde die Lampe über dem Tisch angezündet. Es erlang in einem unbehörbaren Augen in der Höhe, das in Weiten an uns hermitte beriefelte. Es lag in uns selbst und blühte unter kleines Herz auf, daß es am Überfließen war. „Es“ war überall und überall war das Herrschende.

So, vom Uebermächtigen durchdrungen, erlebten wir die Winterzeit. Wie das ersehnte „Es“ uns die äußerte Welt zu einem Schmelz werden ließ, durch den die Sonne glänzen konnte, viele Welt, von der wir trotz der Beteuerungen der Erwachsenen

und entgegen unserer eigenen vergeblichen Intreue wußten, daß sie allein „eigentlich“ sei, so fühlten wir uns selbst durchdringt werden und durchfließt. Was uns sonst fast ließ, die Not des Mitmenschen, das traf uns nun heftig, als wären die Grenzen zwischen ihm und uns eingestürzt und fremdes Leid flöße in uns über. Man brachte uns an seinem Beilemann vorbei — das gab's damals noch, in der guten alten Zeit — wir haben uns die Erlaubnis, die beiden Sonntagsschichten, Knopfflechten, der Mittelschülerin zu schenken, die nur in „Kintzen“, zur Schule kam, und taten's im Geheimen, wenn die Mutter den Wunsch nicht gewähren mochte. Wir schickten die Sparteile und erlitten aus ihrem Bekenntnis im Speiseabteil, die sie ausgefällt prangten, eine Serie rund bestruhter Raffetellen, zum Angebinde für Tanten und Dienstmädchen, obwohl uns gelagt worden war, sie seien horrens. Zwei sentimentalen Sprüche und die vielen Goldschmuck daran entzündeten eben unter erstem Gefühl. Wenn die uns die bestfälligen erwarteten kleinen Wunder, die uns die Stationen zum einen großen Weihnachtsmunder hinführen sollten, sich nicht deutlich genug manifestierten, halfen wir nach. Wir verfertigten winzige Vorkleinpuppen, die ein Stoffgefäß für die Stadt den Kindern seiner Kundinnen verteilte, in unserer Schulstunde, um sie tags darauf, erlösend von Ueberladung und Freude, zwischen Federhaken und Gummil zu entbeden. Wir fanden in unserem Neben ein jener antingefährten Kumbolden, die unsere Eltern als liebe Gesandtschaften aus anderem Bereich herbeibrachten und hielten es, als Zeichen, mit ätzender Angst vor ihren Augen, gerend, daß wir es einer Freundin mit viel Mühe abgekauft hatten. Wir trugen eine Kuh in der Leide herum, sie war schon ganz blanz geworden, von der wir wußten, sie werde in sich die Krippe mit Maria, Joseph und dem Kind Jesus hatten einmal, einen Herzschlag lang, durch eine Spalte hindurchgehen können und die himmlische Wonne erpäßt. „Reine Kühe...“

Dann kamen die letzten Tage vor dem Fest. In der Geheimnis begann uns zu wachen, zu schmelzen. Man holte rote Losenen darüber, denn Pakete lagen im Gang, wenn wir aus der Schule heimkehrten. Gewisse Türchen blieben verschlossen und ein Rauch von Kunden strich durchs Haus. Post war es auch, daß die vergauberte stille Zeit zu Ende ging, daß es, was unler und nur unter gewissen war, nun so allgemein von allen, auch von den Erwachsenen, anerkannt wurde. Als nähme man uns etwas weg, mißfiel sich Traurigkeit in unsere Erwartensstunde. Wir gingen dann am Sonntag Abend die Tore ins Wunder endlich auf und umstürzte uns das Licht der Baum mochte vom Boden zur Decke reichen und der Gerechtigkeit überreich beladen sein — so war's uns doch eine Enttäuschung. Was wir geglaubt, erhofft und im voraus geliebt hatten. „Es“ war es nicht. Der Vorhang vor dem Eigentlichen fiel. Wir machten, darin geist, gute Miene zu bösem Spiel und vergaßen leichtfertig, wie Kinder sind, über den greifbaren Herrlichkeiten die ungreifbaren, die sich bis zum nächsten Abend wieder in die Höhe über uns kurzogten. Eine Valangin.

Dezember in Yugano

Zur Eröffnung der Dezember-Ausstellung des Eneumclub Yugano

Beim Betreten der Ausstellungsräume des Palazzo Rina nimmt man zuerst die wohlhabende Harmonie einer auf vornehmend rote Töne abgestimmten Farbenharmonie wahr. Dann denkt man: das alles, was da herumhängt und herumsteht, wurde mit einem für Proportion und Lichtwirkung außergewöhnlich sensiblen Geschmack zusammengestellt. Und schon fühlt man jene Freude im Herzen aufsteigen, welche die beste Voraussetzung für das Aufnehmen der Einzelheiten einer Kunstschau ist. Die Dezember- oder Weihnachtsausstellung des Eneumclub Yugano beginnt mit dem bekannten Meisterlein Frau Wöhrner-Ferris, und der Kupferstecher Emilia Bandini-Bernasconi zusammengestellt — wurde nun folgenden Leibesgaben inspiriert: Erstens wollte man der Öffentlichkeit wieder einmal vor Augen führen, was Frau Wöhrner und Frauengestalt schön sind. Ferner wurden nur Kunstgegenstände ausgestellt, welche den Gesetzen der Schönheit entsprechen und zugleich den Bedürfnissen des Lebens dienen. Und schließlich wollte man in einträchtiger Weise den qualitativen Unterschied zwischen Kunst und gemeinlicher Aufzucht zeigen.

Die Schweltern umstanden das weiße Bett, darin Andar jetzt reglos lag, und der Atm verlorste, sie mit einer Spitze im Leben zu behalten. Aber Under erwachte nicht mehr. Das tote Kindchen legte man der toten Mutter in die Arme. Under's Gesicht war lieblich; denn ihr letztes Denken war: „dann werde ich — lieben.“ Under's Vater stand ratlos am Telefon. Er — ein ehbarer, bürgerlicher, brauer und angeeherter Mann sollte am Weihnachtsabend — ins Frauenhospital — zur Oberin kommen — weil Under geborben — am unbehörlichen Kind geborben! Er trat durch den Schind, naßen Schnee. Schließlich war es doch kein Kind. Er klopfte am Fenster vom Hauswart, und dieser wies ihn auf Zimmer fünf. Und dann stand er vor der Oberin — Under's Vater. — In der linken Hand hielt er den Zylinderhut. Selbstam, daß er den Zylinderhut gewähnt hätte für diesen Gang — aber Under war ja gestorben, und schließlich war sie doch kein Kind. Die Hand, die den schwarzen Hut hielt, zitterte aber doch ein wenig, als nun der Vater hinter der Oberin ins Zolenzimmer trat. „Sich es schimmert Ihre Tochter?“ fragte sie. Der Vater schaute lange auf das weiße Bett. Under's Wankte war lieblich. Ihre Lippen waren nicht mehr purpurn — ihre Lippen waren wie Eisenblei.

größte Weibchule von Sarno hat die „Mostra d'Arte“ mit ihren originellen Teppichen besetzt. Diese werden aus handgewebenen Juteäden verfertigt, welche man nach atüberlieferter oder selbstherworbenen Mustern mit farbigem Wolllarn überzichtet. Neben den Juteäden der Bergtäler sind ein paar auffallend schöne Wandbehänge aus der Laganer Weibchule von Frau Andreatto zu sehen, die ganz „Fittit“ der Frau Campanaro und einige in farbenreichen gemauerten Teppichen von Frau Tentori-Klein, der bekannten Winterthurer Holzbildhauerin.

Eingebettet in diese bunten Vielfältigkeit der Stoffe ist die in Farbjpiel und edler Form beachtenswerte Porzellan-Keramik von Gertrud Boerlin. Schälchen, Schalen, Butterplättchen, Krüge, Tassen, Mägenböcher, jedes Stück ein kleines Kunstwerk für sich, das man unbedarbt seinen Geschmack seiner Betreuerin zeigt. Eine ganz reizende Arbeit ist ein kleines, von einem habenden Männlein gerittenes Schaufelpferd aus buntem Ton von Fräulein Heide Glöck aus Basel. Das Fingerring ist als Kinderparabüchlein gedacht, und man kann sich leicht vorstellen, wie vergnügt es für die Kleinen sein wird, ihre Finger und Jocherlin in des Kleinen's Magen klappern zu hören.

In einer Vitrine am Ende des großen Saales ist reich schön handgemaltes Porzellan der Frau Bettotti-Muller ausgestellt. Es sind getreue Kopien von allen Teller, Schüsseln und Porzellanstücken aus dem Landesmuseum, bei deren Herstellung die Künstlerin ganz tieflos eine Aufnahme vom Gedächtnis her schuf. Diese Feinzeichnungen und artfarbige Wandbehänge geben einen schönen Hintergrund für Aquarelle, Oelgemälde, Pastelle, Kupferstiche und Radierungen. Ein Paßel der Aquarelle von Frau aus Lugano fällt einem da besonders in die Augen. Ein herbliches Unterholz mit einer Lichtung im Hintergrund, — gemalt in einer überwieglichen Töne von mertwürdig lichtvollen Farben, was dem Ganzen eine bezaubernde helle Atmosphäre verleiht. Besonders erwähnenswert sind ferner zwei Radierungen von Emilia Bandini-Bernasconi: ein Malerlebensbild, eine von einer hohen Mauer begrenzte Straße in Varese, dazu ein kleines Aquarell mit mühseligerem Engel der gleichen Künstlerin. Dann ein paar reizende Luganeser Sommer- und Winterlandschaften von Irma Bernasconi-Panones, und an den Feinzeichnungen die Glasmalereien der Sonja Calais-Marcus: Eine Madonna in Blau, die an die Art der Pariser Künstlerin Marie Laurentin erinnert die „Nostalgie von Zenithen“, eine Feinzeichnung im Garten, und ein paar andere kleinere Arbeiten.

Die schönsten Stücke der Ausstellung sind zweifellos die Pastellmalerei von der Meisterin von Elisabeth Paltan-Bythou von Jiliffiori. Davon sei vor allem die „Nüch“ erwähnt, die aller Augen auf sich zieht. Vor einem tauhergrünen Teppich eine Symphonie Braun, ein bleiches Blau, und das Eisenblei des toten Körpers. Die Madonna, die ihren toten Sohn umfassen hält. Die Gruppe erinnert an ähnliche Götter. Eine so tiefe, edle Frömmigkeit strahlt von ihr aus, daß auch die lebhaftesten Menschen vor ihr unwillkürlich still werden. Dann ist noch — hochzuhaben, vor einem tauhergrünen Wandbehänge — ein Christophorus da. Ein Krieger, der unter einer überhöhenen Zeit beinahe zusammenbricht und krampfhaft einen Stock umklammert. Und die überwürde Laß, das Jesuskindlein, das, auf des Vaters Schulter sitzend, diesem laßend die Weltkraft auf den knurrenden Kopf drückt. Erwähnenswert ist ferner noch die Friedensmadonna, 1945 im ersten Friedensjubiläum der Künstlerin entstanden. Eine Parade, deren Höhe gegen den Himmel steigt. Die Madonna ist in jugendlichem Glanz das Weltkindlein mit beiden Händen auf ihren Kopf gesetzt, — wie um der ganzen Welt zu zeigen, daß der wirkliche Friede von diesem Kindlein kommt.

Bei der Eröffnung der Ausstellung fiel das fröhliche Gemisch der Sprachen auf: Italienisch, Französisch, Schweizerdeutsch... das zwitscherte so unbeschwert und lebhaft durcheinander, als wäre dieser Dreiklang natürlicher Selbstverständlichkeit. Zur Ausstellung wurden denn auch nicht nur Tessinerinnen, sondern auch Künstlerinnen aus der deutschen und französischen Schweiz zugelassen. „Das bedeutet für uns nur Bereicherung“, erklärte die Präsesidentin des Clubs, Signora Ines Bollo in ihrer gefühlvollen Eröffnungsvorrede. Die Schweiz ist auf dem Dreiklang Deutsch-Französisch-Italienisch aufgebaut, und in allem, was sich Schweizerisch ist, wird man auch immer diesen Dreiklang läuten hören.“ Mit einem Wort: Diese ganze Dezemberausstellung des Eneumclub Yugano ist ein bis in die kleinste Einzelheit wohlgeklungenes Werk. Und es ist den ausstellenden Künstlerinnen aus ganzem Herzen zu wünschen, daß ihnen das Publikum durch entsprechende Kaufpreise seine Sympathie und Anerkennung beweist. Elja Steinmann.

„Die Schweltern feiern Weihnachten da t'in“, sagte die Oberin erklärend. Da fielen dem Mann, der in der linken Hand den schwarzen Zylinderhut hielt, mit der rechten seine Augen bedeckte, zwei Tränen über das Gesicht. Diese Tränen madten das Auge plötzlich klar für die Scha: in das Dunkel des eigenen Herzens.

Politikches und Anderes

Zum neuen Bundespräsidenten

wurde in ehrenvoller Wahl Bundestrat Ernst Nobis gewählt. Ein erstes Mal wird das hohe Amt von einem Sozialdemokraten versehen. Vizepräsident des Bundesrates wurde Bundestrat Veltjerr.

Bundesversammlung

Am Nationalrat wurde nach langen Verhandlungen das Militärverfassungsgesetz angenommen, das großartige Neuerungen zugunsten des Wehrmannes vorsieht. — Viel zu reden gab das Gesetz zur Erhaltung des bäuerlichen Grundbesitzes, insbesondere die Frage des Einpflanzens von Bäumen. Begünstigung der Familienbürger und Wächter ist vorgesehen; daß das vorher abgelehnte nationale Bewilligungsverfahren wieder ins Geleg aufgenommen wurde, ist als Erleichterung angesehen, jedoch man „Korrekturen“ von Ständerat und Volksabstimmung erwartete. — Der Ständerat bereit a. a. den Vorschlag 1949 und letzte die vom Nationalrat erhaltene Kredit für kulturelle Aufwendungen ab.

Kriege im fernem Osten

Der Vormarsch der kommunistischen Truppen in China hält an. Einer der letzten Stützpunkte der Regierung, die alte Hauptkita Peking, wurde von ihnen eingenommen.

In Indonesien haben die Niederländer, nachdem lange Zeit während eines Waffenstillstandes vergeblich die Anbahnung einer friedlichen Entwicklung versucht wurde, erneut zu den Waffen gegriffen. Bereits sind militärische Erfolge und die Wegnahme namhafter indonesischer Führer gemeldet. Anthonien hat beim Schiedsgericht der LNO Protest eingelegt; dessen Beratungen wurden sofort in Paris aufgenommen; doch dürfte die Intanz, die im Palästina-Konflikt so wenig durchgreifendes erreichen konnte, auch diese Probleme kaum bewältigen können. Zudem fehlt — wenn Beschlässe überhaupt zustande kommen — die Intanz, die ihnen Nachsicht verschaffen könnte.

König Abdallah

von Transjordanien hat sich zum König des arabischen Teiles von Palästina ausgerufen. Mit diesem Schritt anerkennt er gewissermaßen die Existenz eines jüdischen Staates in anderen Teilen des Landes. Sein Vergehen hat die Wertschätzung der andern Araberstaaten (Syrien, SaudiArabien) hervorgerufen. Zwischen dem König und dem Staate Israel sollen Verhandlungen im Gange sein, die der Vertreibung des Landes dienlich werden sollen.

Das Anwachsen der Staatsausgaben

hat es mit sich gebracht, daß der Personalaufwand des Bundes von 1913 bis 1948 enorm gestiegen ist; 1913 waren es total 66 696 Personen (von 2 580 in die Zentralverwaltung). Kriegswirtschaft und Militärdepartement wurden am meisten vergrößert, doch auch im Politischen Departement u. a. sind große Entwicklungen zu verzeichnen. Nur 7500 Personen konnten seit dem Höchststand betriebsfähig werden.

Für die Höchstlinge

Mit rund 88 000 gegen nur 57 000 Stimmen wurde im Kantonsrat für das Geleg angenommen, das ca. 300 von den im Kantonsrat sitzenden Höchstlingen das Daueramt, gleich den finanziellen Beitrag an den Unterhalt (gemäß den Bundesverpflichtungen) garantiert. So erhält nun doch eine kleine Minderheitsgruppe die Gewißheit einer neuen Heimat.

Herabsetzung der Fleischpreise

Mitlich wurde mitgeteilt, daß am 13. Dezember die Fleischpreise für großes Schlachtvieh gesenkt und daß die Metzger Fleischschiff um 20 bis 30 Rappen pro Kilogramm zu senken haben. Das Defizit der Ausleistung sollte bis zur Rückkehr normaler Verhältnisse auf dem Fleischmarkt vom Bund (und nicht vom Kantonsrat) getragen werden. Zudem hat die Reaktion der Konsumenten auf die übertriebenen Preise für Schweinefleisch ihre Rechte getragen. Ein Preisrückgang zeichnet sich ab.“ So gibt man amtlich zu, daß unser „Fleisch-Streit“ Erfolg hatte.

Eine Chengabe

aus der von Camilla Mener gestifteten Conrad Ferdinand Weyer-Stiftung wurde neben dem Dramatiker Gero und dem Maler Hugelshweizer auch der in Zürich lebende Schriftstellerin Maria Nelli zugewidmet. E. S.

„Die Liebe lüdet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erlösen, sie rednet das Wohl nicht an. Sie erlöst alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Glaube — Hoffnung — Liebe — diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Under denkt weiterhin: „Ich weiß schon nicht, was sie damit meinen. — Wirt hatte gesagt: Under, wenn du noch ein einziges Mal zu mir kommst in deinem Zustand, dann — Glaubst du wohl, ich wolle mich unmöglich machen?“ Das war nicht Liebe, nein. — Mein Vater hat mir die Tür gewiesen. War das Liebe? — Nein. — Meine Mutter hatte einfach das Haus verlassen und die kleine Under dem Schicksal ausgeliefert. Sollte sie Liebe? — Nein. — Das war nicht Liebe. — Und ich? Under? Ich selber habe nie geliebt. Ich glaubte, Wirt zu lieben; aber die Liebe wandelte sich in Hoß. Also war das keine Liebe. Mein. — So hat mir Under's junges Herz geworden, daß sie tränenlos hinausstrat in den Schein der Laternen. Es war schon Mitternacht vorbei, als man Under in den Gebirgslair führte. Die Schwestern waren heilig — ließen nach — kamen wachster — schwanden wieder ab. „Wenn ich ein Kindlein haben werde —“, dachte Under zwischenhinein, „dann werde ich — mein Kindlein — lieben. Wenn ich ein eigen Kindlein —“

Das kleine Köpfigen im Arm Under's war unheimlich. Ein weißes Spitzenhäubchen verdeckte die Stirn bis über die Augen.

„Ist es Ihre Tochter?“

Der Vater sagte leis:

„Ja — Under — sie ist meine Tochter — und der kleine Knabe — der ist mein Entel —“

Der Vater schritt mit der Oberin zurück durch den langen Gang.

Da stand eine andere Tür angelehnt. Der Vater blieb stehen, um zu hören; denn eine junge Mädchenstimme regierte:

„Es liegt ein Kindlein auf hartem Stroh. Es laßt in die Welt und macht uns froh, fern, fern im Morgenland. Durch Staub und Wüstenland führt wohl ein Weg zum Christustand für die, die guten Willens sind. O weile uns, Kind aus Bethlehem, Auf daß wir deine Liebe sehen! — Weil uns in Gottes Namen! — Aus unferem Entel! — Amen.“

„Die Schweltern feiern Weihnachten da t'in“, sagte die Oberin erklärend.

Da fielen dem Mann, der in der linken Hand den schwarzen Zylinderhut hielt, mit der rechten seine Augen bedeckte, zwei Tränen über das Gesicht.

Diese Tränen madten das Auge plötzlich klar für die Scha: in das Dunkel des eigenen Herzens.

Da aber solche Einfuhr in ihm geschah, war zugleich der Anbeginn der Morgenämmerung angebrochen.

Es war der Stern aus Bethlehem, der aufging über der Kinternis. Elja Weiß-Satt.

Die letzte Weihnacht eines Trinker's

von Agnes Köstler

Es gibt Menschen, die man nie vergißt, obwohl ihnen weder hervorragende Talente, noch allmächtiger Reichtum, noch heldenhafte Mut ein Denkmal leisten. So will ich von einem erzählen, der mit mir weiterlebte, obgleich er schon längst tot ist. Im böhmischen Erzgebirge, wo ich meine erste Kindheit verlebte und wo in den meisten Familien große Armut herrschte, war das „Heer der Bettler“ groß. Sie öfneten und schlössen einander die Türen, jaßen sie in anderen Länder heute die nicht gern gesehenen Sauerer, und doch wurde sie nicht verhäßt, diese Bettler. Man hatte eine persönliche Beziehung zu jedem und jedes Haus hatte „eine Bettler“, denen es von keinem Brote gab. Meine Großmutter, bei der ich als Waisenkind aufwuchs, schickte mir immer ein, freundlich und gut zu den Bettlern zu sein, um diesen ihr Schicksal nicht noch bitterer zu machen.

Einer war da, der sich selber „Schiffchen“ nannte, der es meiner Großmutter besonders angetan hatte. Er durfte alle Weihnachten mit uns den heiligen Abend feiern. „Schiffchen“ hatte sich, durch über-

Das fliegende Dorf

Du armer Mensch der Niederungen! Dort unter je-
ner Wolke, die sich heute schon um 5 Uhr über den See
gehoben hat, atmet Du jetzt, Weiblich wie mollige
Schwämmen, alle an alle, lagert der Nebel, und
hülflos Luten der Schiffe und Autos flutet mit
leidertragend zu uns herauf, die wir kaum dreihundert
Meister näher der Sonne sind. Wir atmen jetzt in herr-
lichen Licht und wohliger Wärme! Fast sommerlich
war der Nachmittag, und ruhig röteten sich nach Son-
nenuntergang die weißen Bergspitze, ruhig löschten
sie auch wieder aus, morgen einen klaren Tag ver-
sprechend.

Die Luft war voller Viehgeräusche und Gejang. Hier
ging die Menschen immer! Nur auf der Insel Capri
habe ich ähnliche Gesangsreue erlebt. Sämtlich ein ein-
ziger Gesang auf einer hohen Note, ein beständiger
dem höchsten Punkte, die geliebte Pfeife die der
Sond und liegt in die freie Luft hinaus. Selbst ein
junger Bauer an seinem hübschen „Spascheri“ einige
Schiden aus, so werden die Sommerfrische von No-
den begleitet. Fährt irgendetwas schnelles „etwas“ un-
ten auf der Straße vorbei, — es darf nur nicht ge-
rad auf ein Auto ein — so bringen durch die Lüden zwi-
schen den Häusern blühend einige Holzhäuser aus
unser Ohr, und schon ist der Spul vernehmbar. Stei-
gen wir in der Dämmerung die helle Aufklärung
durch Lobel herauf und nähern uns der Fährinsel,
kommt gewiss auf der freien Kunde ein abendlicher
Schiffahrt dahergerafft und singt, sonst die Kehle
nur herbegeben mag. Das Motorgeräusch scheint ihm
höchstens noch anzupornen! Das die größten Schul-
mädchen täglich in einer Reihe durchs hübsche Dorf
ziehen und ihre Lieblingslieder mehrstimmig erklingen
lassen, ist wohl weniger selten, als es nachts aus be-
stimmten, oder ob ein Anlauf sie ins Dorfzentrum oder
von dort heimwärts, plötzlich steigt durch die stille
Nacht Gejang auf, dessen Reinheit sich immer wieder
erkaut. Da ist meist eine führende Stimme dabei, die
erst unscheinbar im Chöre mitgeht, sich dann aber auf
einmal aufschwingt, während die anderen als befehle-
nde, sarte Begleitung zurückbleiben. Oft habe ich
auch den Eindruck von Improvisation, wiewohl sich
nicht die feinsten Unklarheiten zeigt. Sieht man diese
Burschen am helllichten Tage, so blicken ihre klaren
Augen vor Lebenslust, und die Späße und Sprüche,
die sie sich zueinander, vertragen Kraft und Draufgän-
gerium genug! Jedoch die Nacht veranbelt sie. Da
ist ein Schmelz in ihrer Stimme, und ihr Gejang
wird zur Sublimation an Leben und Schöpfung, die auch
wieder mit sich bringen lässt wie bei futuristischen
Musik. Es leben allerdings auch fast tagelanger Son-
nenlampen Tausende — inoffiziell leuchtende Sterne
über ihnen an einem unendlich weitgespannten, von
bizarreren Berggängen eingerahmten Himmelsgewölbe.
Da entsteht zwischen Mensch und Schöpfungswunder
ein Drittes, das als Lied emporkommt, lei es am Tage
oder in der Nacht.

wundert mich gar nicht, die Frau trieb ja einen un-
gläublichen Aufwand, so viel Geld kann kein Mann
verdienen. Und immer traf man sie in der Stadt, im
Gärtchen oder bei Einkäufen, da wird auch der Haushalt
nicht vergessen haben. Schließlich weiß ich aber
von Anwandern zu berichten, das die junge Frau Müller
benutzt ihr zweites Kindchen erwartet. „Spätkindlich
ist es diesmal wenigstens ein Sohn, sie waren ja
beim ersten so enttäuscht, weil sie es auch nicht mehr
haben wollten, aber Trubi Müllers Mutter hat es
mit selber gesagt. Sie warten so fehmlich auf den
Stammhalter“. — In solchen Auslegungen, die lei-
der typisch sind, ist von einer Solidarität der Frauen
nicht viel zu spüren! Wie gern ist gerade die Frau
dazu bereit, männliche Berufsarbeit höher zu schätzen
als weibliche, bei einer jerrütteten Ehe ihrer Ge-
schlechtsgenossen die Schuld zuzurechnen ohne die nä-
heren Umstände zu kennen, und wie verachtet ist die
Bewertung des männlichen Kindes gegenüber dem
weiblichen — nicht bei uns, aber auch bei uns. Hier
berührt ein geradezu beneidliches Minderwertigkeits-
gefühl vor, in dem sich die Frauen weitgehend einig
sind — hier finden wir leider etwas von der ge-
richtigen Solidarität. Hat sich die Bienenwahheit noch
nicht überall verbreitet, daß „anders sein“ und die
Dinge „anders“ machen nicht gleichbedeutend ist mit
„schlechter machen“? Stehen wir noch immer, be-
wusst oder unbewusst, unter dem Banijuch, den Ja-
zahitrua gegen uns schleuderte mit seinen glänzen-
den geschliffenen Sägen, die die Menschen so schmerzhaft
berührt hat nicht zu bemerken oder zu beargwöhnen
unserem selbst die seiner Schauptungen sind? Weib-
lich, dieser geniale und problematische Mensch, war
in bezug auf Frauen bestimmt nicht kompetent, aber
seine Sentenzen haben heute noch Kraft, und ein
Mann, der sonst nicht viel philosophische Bildung
hat, zitiert mit Vergnügen: „Du gehst zum Weibe“
(Es heißt übrigens: zu Frauen) Bergst die Weiblich-
keit.“ Am gleichen Kapitel steht auch: „Geht
man muß das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Ober-“

fläche. Oberflächlich ist des Weibes Gemüt, eine be-
wegliche fürnliche Haut auf einem leichten Gewöl-
der. Des Mannes Gemüt aber ist tief, sein Strom
rauscht in unterirdischen Höhlen; das Weib aber
keine Kraft, aber begreift sie nicht.“
Wie falsch, wie verzerrt, wie tendenziös ist dies
gelesen! Gerade das Gemütsleben der Frau ist tiefer
und reicher angelegt als das des Mannes, dem es
oft nicht gelingt, dafür das rechte Verhältnis auszu-
bilden, und dessen Kraft — wo sie vorhanden ist —
eher als die des Gemütes begehrt werden muß, nicht
des Gemütes. Ueber das Zeitfalter des Gehörchen-
wählens aber sind wir wohl inzwischen hinausge-
wachsen und reif genug, in uns selber Tiefe zu ent-
wickeln. Hier kommt vielleicht wieder der Moment,
wo wir Frauen uns verständnisvoll ansehen und
mit ironischen Aufstößen sagen: „Man ja, Männer,
was ist schon zu erwarten.“ Aus dieser, ich
möchte sagen, meist passiven Solidarität, die oft auf-
tritt, wo wir uns in der Defensive fühlen, sollten wir
doch herausfinden in eine aktivere Haltung. Nicht
nur da, wo es sich etwa um die Mode handelt, die
wir häufig anfangs empört ablehnen, um sie nachher
mehr oder minder slavisch mitzumachen, sondern wo
es gilt, für die Arbeit und das Verhalten anderer
Frauen einzutreten. Wenn wir selber sie schlecht
machen, wie können wir da erwarten, daß andere sie
guten lassen? Sehen wir doch auf die tüchtigen Frauen
in der ganzen Welt, die in vielen Ländern gleich-
zeitig neben den Männern arbeiten und arbeiten
haben, und bewahren. Gärten wir nicht weiblich,
jämmerlichen Minderwertigkeitsgefühle nicht künst-
lich, sondern machen wir uns frei davon im Hinblick
auf weibliche Leistungen und die Möglichkeiten, die
auch in uns dazu bereit liegen. Wenn wir Frauen
wirklich solidarisch wären, sollten wir dann nicht
vielleicht mit vereinten Kräften etwas Ordnung in
einer Welt schaffen können, die von den Männern so
hoffnungslos durcheinander gebracht worden ist?
Dr. Charlotte Epth

Antwort der weißen Schwäger

Marion Anderson, der großen Kesselfängerin und alten
Berlinerin geantwortet.

Was — — — großer Gott
Können wir tun
Wie — — — allmächtiger Gott
Können wir hüben
Für die Schwadn,
Daß wir uns „Weiße“ und „Christen“ heißen.
Daß wir die Farbigen trennen von Deiner Gnade?
Wie — — — allmächtiger Gott
Können wir es verdienen
Daß Du uns weiß gemacht,
Wie den Schwarzen Du schwarz gemacht,
Daß Christus gekommen für Alle
Für Gelbe, Rote, Weiße und — — — Schwarze?

Daß uns ertzweifelt sein
Ueber den Weg, den wir gehen
Als „Weiße“
Als „Christen“
Gott gib — dies ist mein Gehen —
Daß wir im Gelben, Roten Schwarzen
Den Bruder, die Schwester — Dich Gott sehen
Und Lieben, Lieben, Lieben.

Evva Douth
Zur Redeabingung vom 24. November 1948:
Weißer Bruder, was wirst Du sagen?
„Düßes“ Gedicht fanden wir in der Schweizer Radio-Zeitung

jeid in allen Abteilungen zeitweise beschäftigt, ent-
scheidet sich aber dann für die ihm zugängliche Grup-
pe, soweit es möglich ist, jodern Wählenden entgegen-
genommen. Es mag auffallen, daß eine Vorliebe
für „Schwarzen“ und die ganz „Schwarzen“
besteht, die das Personal mit allerley Mitteln (z. B.
auch Verhütungsmitteln) mehr in der Hand hat,
als die Dauerredner, die ewig Klagen und die
jeits Unruhigen, die viel erinnernd sind und mehr
zu tun geben.

Nach dem Besuch der Kurie, die theoretischer und
praktischer Art sind, folgt das eigenhändige Diplom-
examen und die gewerkschaftlich organisierte Pfle-
gerin ist fertig, d. h. sie trägt ihre Berufsarbeit mit
allen Rechten und Pflichten an. Es gibt Pflegerinnen,
die Jahrzehnte auf ihrem Posten bleiben und in
langsamem Aufsteigen volle Befriedigung finden.

Das Leben in der Anstalt ist längst nicht so ein-
tönig, wie man es allgemein glaubt. Es gibt Gese-
lschaften und Vorträge, Konzerte und Theaterauf-
führungen, Tanzabende und Maskenfeste, Ausflüge,
Auto- und Dampferfahrten. Man bietet den Kranken
ein Maximum möglicher Freiheit und Abwech-
slung. Auch sie nicht vergessen, daß leichter Erhalte
allein Ausgang nach der Stadt haben und andere in
der Nähe der Anstalt, außerhalb der Mauern, in
Bauernhäusern untergebracht sind, wo sie frei leben
und arbeiten; immerhin noch unter Kontrolle der
Arzte, die sie zeitweise wieder in die Anstalt zu-
rücknehmen, wenn es ihr Zustand erfordert.

Das alles ist unbedingt erforderlich und sollte einer
Beruf, der so viele materielle Vorteile bietet, auch
nach seiner geistigen und sittlichen Seite durchaus
ansprechend machen. Wie aber bekämpfen wir die
scheinbar unausrottlichen Vorurteile, die sich immer
wieder der Rekrutierung eines gut gefühlten und
freudig arbeitenden Personals entgegenstellen? Am
besten wohl dadurch, daß, was noch nicht gefehlt,
die Anstalten selbst eine sorgfältig ausgewählte Gruppe
von Interessenten periodisch zum Besuch der Anstalten
unter erklärender Führung zulassen, um
den Interessenten Pfarrer, Ärztinnen, Lehrer,
Sozialpädagogen, fördern Schulklassen, Studenten
Beruf, der so viele materielle Vorteile bietet, auch
nach seiner geistigen und sittlichen Seite durchaus
ansprechend machen. Wie aber bekämpfen wir die
scheinbar unausrottlichen Vorurteile, die sich immer
wieder der Rekrutierung eines gut gefühlten und
freudig arbeitenden Personals entgegenstellen? Am
besten wohl dadurch, daß, was noch nicht gefehlt,
die Anstalten selbst eine sorgfältig ausgewählte Gruppe
von Interessenten periodisch zum Besuch der Anstalten
unter erklärender Führung zulassen, um
den Interessenten Pfarrer, Ärztinnen, Lehrer,
Sozialpädagogen, fördern Schulklassen, Studenten

beruf, der so viele materielle Vorteile bietet, auch
nach seiner geistigen und sittlichen Seite durchaus
ansprechend machen. Wie aber bekämpfen wir die
scheinbar unausrottlichen Vorurteile, die sich immer
wieder der Rekrutierung eines gut gefühlten und
freudig arbeitenden Personals entgegenstellen? Am
besten wohl dadurch, daß, was noch nicht gefehlt,
die Anstalten selbst eine sorgfältig ausgewählte Gruppe
von Interessenten periodisch zum Besuch der Anstalten
unter erklärender Führung zulassen, um
den Interessenten Pfarrer, Ärztinnen, Lehrer,
Sozialpädagogen, fördern Schulklassen, Studenten

Später wurde ich aus meinen Spielereien erst we-
der durch die Frage meiner Großmutter aufgehört.
„Wo ist denn Schifflin?“
Er hatte sich leise davongemacht. Zwei Tage spä-
ter lief es wie ein Kausseur durch das Städtchen.
Schifflin hatte man erfragen in seiner Befolgung
gefunden. Das Kind, das ihm noch einmal ge-
schickelt, war wohl zu hell gewesen, es hatte seine Zu-
kunft beleuchtet, eine Zukunft, die „Schifflin“ nicht
mehr lebenswert hätte. Deshalb war er schnell da-
von gegangen. — Noch heute höre ich seine dunkle,
etwas rauhklingende Stimme singen:
„Schifflin sein, das ist sein, nicht jeder kann ein
Schifflin sein!“

Zuhilfenester

Wer weiß, was das bedeutet? Wer sonst als ein
richtiges Zuhilfenester, was das für eine
Wonne, eine Freude ist? In keinem anderen Kanton
kann man das in dieser Art und Weise, und wie
ein unerrückbares Gesetz steht die Tradition fest, so
fest, daß keine Schulbehörde, keine Polizei — man
denke: Polizei! — je imstande gewesen ist, diesen
herrlichen alten Brauch am frühen Morgen abzu-
heben. Das Einzige was sie — die Polizei fertig ge-
bracht hat ist, daß der Kabau erst um 6 Uhr früh,
und nicht wie früher schon um 5 Uhr anfangen
darf, wenigstens auf der Straße — in den Säulen
hängt es oft noch früher an.

Sind wir Frauen solidarisch?

Gibt es eigentlich unter uns Frauen eine Solida-
rität? Die Frage ist ein bißchen heikel. Wenn man
an gewisse soziale oder karitative Frauenvereine
denkt, meint man das Bild eines Abendschweizer-
licher Geselligkeit vor die Augen tritt, der sich unter
dem geheimen oder selbstverständlichen Motto: „die
Männer — die Frauen“ abzumähen pflegt, so drängt
sich einem das „ja“ auf die Lippen. Und kaum ist es
ausgesprochen, da regen sich die Bedenten und die
Zweifel. Wie sehen denn die Unterhaltungen unter
Frauen meistens aus? Worüber wird geredet und in
welcher Weise? Da sagt etwa Frau Weber zu Frau
Meyer: „Ach, gehen Sie doch mit Ihrem Gritli
auf eine Meise!“ — vor einem Mann hat sie
noch mehr Meise!“ — aber Frau Dr. X. soll sehr
höflich sein.“ Man, das ist schon möglich, es findet
sich ja viele, aber so vieles Zutrauen hätte ich in
dem Fall nicht!“ Und wenig später heißt es: „Daher
ist es gehört, daß Schindis auseinandergehen? Man
darf doch immer, das wäre eine besonders glückliche
Ehe, und nun wollen sie sich scheiden lassen.“ „Das

Hotel Augustinerhof

84, Peterstraße 8 / ZÜRICH Tel. 25 77 22
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Benagliche Räume
Pfelegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksknoten

mäßige Trunksucht, eine schöne Vergangenheit als
erster Webermeister in einer großen Fabrik, verdor-
ben. Seine Frau hatte sich von ihm scheiden lassen, als
er die Stelle verlor und bettelarm geworden war.
Von da an lebte er in einer Felsenhöhle auf dem
Felsenberg, lag dort auf Säcken und erstickte in
Blutabfällen und nahm sein Brot von denen, die es
ihm mitbrachten. Man gab ihm selten Geld, da
er dieses immer in die Schnapsbottel trug und dann
wieder eine Nacht im „Loch“ verbringen mußte.
Wenn „Schifflin“ zu uns kam, war es immer ein
Festtag für uns Kinder. „Schifflin“ konnte so schöne
Spielachen schenken. In wenigen Minuten hatte er
aus einem Klotz ein Boot verfertigt, in das ich meine
Puppen legen und lustig im Regenbach vor dem
Haus schwimmen lassen konnte. Oder er zauberte
aus einem Weidenast ein Pfeifchen hervor oder
schmitt aus zusammengelegtem Papier Wäandchen, die
„Kingsreiter“ lange konnten. Weiblich waren die
Freunde, die „Schifflin“ meine Kinderreize lie-
bte. Großmutter nannte er stets „ihre gnädige
Frau“, und ich weiß noch heute nicht, ob ihm dieses
Titelwort nicht doch gleichmehlich kam. Am so zum
Betteln, so lang er erst vor der Türe mit einer tie-
fen Bahntime seinen immer gleichbleibenden Vers.
„Schifflin sein, das ist sein; nicht jeder kann ein
Schifflin sein.“ Dabei mochte er sich wohl mit dem
Schifflin vergleichen, das er einst am Weibstuhl
sah und was hatte zugehen sollen. Am Heiligen
Abend wurde „Schifflin“ von meiner Großmutter
in eine Wertstatt geführt. Dort fand ein großer Rüssel

mit Wasser bereit, Seite und Bürste, und „Schif-
flin“ wusch, was er zu tun hatte. Dafür hing aber
auch über einem Stuhl ein abgelegter Mantel Groß-
mutter, Wäsche und Schuhe, deren ich „Schifflin“
bedienen konnte. Das ganze Jahr hindurch trug er
dann wohl dieses Mantel und diese Wäsche, wenn es
nicht noch andere harterbeidige Seelen gab, die ihn
ausstatten.
Ich sah ihn damals fünf Jahre, als er die letzten
Weihnachten bei uns verlebte. Ich weiß nur noch,
daß ich unter dem Christbaum lag und meine Ge-
dächtnisse behauptete, als ein Blick auf den Bettler mit
tragen lief, warum er meine? Tränen rannten über
die verunsicherten Wangen des Mannes, dem wohl
der leuchtende Baum plötzlich ein inneres Licht
angezündet haben mochte. Sollte er nicht einst auch
einzelne Kinder unter einem Weihnachtsbaum ge-
hört, in einem eigenen Heim? Und jetzt? Was es
sein. Zurück mich aus diesem Gedächtnis? Nein, meine
ich wohl sagen, nein; der Alkohol hatte mich
unwären gelähmt; zurück konnte er nicht mehr, ein
Mörder? Wie sah die Zukunft aus? Betteln, frie-
ren, einmal im Loch, einmal in der Felsengrotte schlaf-
en, ausgelacht, verpöbeln werden von der Schuljugend
und immer Angst haben müssen, seiner Frau,
seiner Kindern zu begegnen, die noch in derselben
Stadt ein grameladenes Leben führen. — Jod die
Acht durch seinen Kopf? Ich weiß es nicht, doch ist
nur mit schwacher Stimme singen:
„Schifflin sein, das ist sein, nicht jeder kann
ein Schifflin sein.“

mehr gesehen, um endlich einmal den Versten und dem Personal dieser Patienten für ihre kluge und hingebende Arbeit den Dank zu sagen, auf den sie ein Anrecht haben. Damit würde aber auch das Ansehen dieser hingebenden Tätigkeit gehoben und das Angebot für diesen wertvollen weiblichen Beruf jenseits. Es werden ja auch männliche Pfleger in großer Anzahl gebraucht und auch hier fehlt es an Kräften. Aber das Verlangen nach weiblichem Personal ist schon deshalb härter, weil in vielen Anstalten auch männliche Personen durch Frauen mit gutem Erfolg gepflegt werden. Man tendiert also hier Urteil über diese Dinge und verfolge sie bei Sachkundigen und wärmerer Teilnahme, als bisher. Für die Krankenpatienten und ihre Pfleger, die uns so oft durch ihre gütliche und stiftliche Lieberlichkeit beschämen, gilt das alte römische Wort: das Elend sei uns heilig!



Ludwig Reissjohn, Verlorene Tochter, Humanitas-Verlag Zürich.

Ein äußerst interessanter Roman. Originell aufgebaut, indem die sieben Hauptpersonen in je einem Kapitel von ihrem Standort und aus ihrem Wesen heraus in Selbstgespräch und Mitteilungsbildung beschrieben, was vor sich geht und was vorausgegangen. Die Verlorene Tochter (treffender heißt der englische Titel „Annversari“, weil die Geschichte ihren Kulminationspunkt an einem Geburtstagsessen findet) ist ein einziges Kind eines reich gewordenen rechtschaffenen Vaters im Kleinadmittellen. Ohne Rücksicht auf das Vermögen, sucht und findet sie den Mann, den Umweg zweier mitleidiger Ehen — den Weg, ein glücklicher und offener, Schöner und Güte liebender Mensch, eine Frau in glücklicher Ehe zu

werden. Das Vater-Tochter-Problem, die psychologische Verarbeitung soziologischer Fragen überhaupt sind mit Einfühlung und Sachkenntnis behandelt, ist bestränkt. Ein Roman, der von Mann und Frau gern gelesen werden dürfte.

Saul Gurwicz: Beurteilung freier Schüleraufsätze und Schilferzeichnungen auf Grund der Aberrationen der Individualpsychologie. III. 235 S., Rastler Verlag Zürich, brosch. 7.50.

Einem faren Darstellung der Aberrationen der Individualpsychologie und einem Lebensbild über die bisherige Auswertung von Schüleraufträgen und -zeichnungen folgt eine Unterredung von Arbeiten von ca. 500 Schülern einer schweizerischen Stadt inf. eine eingehende Analyse von 15 Berufsberufen im Licht der Aberrationspsychologie. Der Verfasser drückt sich in allgemeinen mit großer Vorsicht aus. Dennoch trifft seine Darlegung die Kritik, welche der gesamten Aberrationspsychologie gilt: obgleich sie gerade den gesamten Menschen zu erfassen beabsichtigt, sieht sie nur einen seiner Teile. Dieser ist die Persönlichkeit, zu vielen vorliegenden Schülern verleiht. Auch würde die von ihm empfohlene Einführung von Schulpflichtologen auf allgemeiner Basis ein Unternehmen, dessen Vorteile die großen Gefahren kaum aufzuwiegen imstande wären. Doch sind wir dem Verfasser dankbar für seinen nachdrücklichen Hinweis, daß die Arbeiten unserer Schüler in vermehrtem Maß als allgemein-menschliche Dokumente und weniger rein schulisch-intellektuell gewertet werden sollten. Dem Besizer der Aberrationspsychologie bietet das Buch nur Wertvolles. Ein ausführliches Literaturverzeichnis bildet den Abschluß.

M. B. Helene Birih, Lebensmelodie, Gottlieb Verlag Zürich.

Ein Mädchenbuch. Gut im Aufbau, zeigt das Buch die Schritte zweier junger Mädchen, die auf dem Lande aufwachsen; arm die eine, begütert die andere; zum Hausmutterwerden prädestiniert die eine, zur Mutter die andere. Es kommt ihr, daß keines der Mädchen kann, der ihm vorzuziehen, daß beide den gleichen Mann lieben (der es eigentlich nicht verdient). Melodie und gut durchgeführte Schicksale zeigen, daß der innere Friede dort wächst, wo gläubige Haltung Opferbereitschaft möglich macht. Das Buch würde noch besser, wollte die Autorin allzu oft wiederholende und daher sentimental wirkende Ausdrücke, wie wunderbare Mädchenaugen, Mädchenarme, Zungenmähdengestalt, leuchtende, träumende Bergheimenichtungen, usw. usw. vermeiden.

Ernst Oberhard, Frau Lotte und ihre Kind, Verlag Fr. Reinhardt, Basel.

Die Einwirkungen schwieriger Eheverhältnisse auf die Entwicklung eines Kindes, das die bösen Folgen des gesellschaftlichen Ehrgeizes der Eltern und sehr tüchtigen Mutter und Geschäftsfrau, die ihren auch tüchtigen aber dem Willen seiner Frau allzu hörigen Gatten zur Überhebung des Materiellen überredet; der gute Einfluß eines häuslichen Großvaters auf sein Entfalten, der üblen Nachwirkungen eines gewissenlosen Geld- und Frauenjägers, das Elend eines unglücklichen Ehepaars und seine Beseitigung all das zu nennen, was anderswo in dem Roman in einem guten Ganzen verwoben und zu politischem Aufschwung geführt. Ein Roman, der auch von weniger geschulten Lesern mit Freude gelesen werden kann. eb.

Somerjet Vaughan: Catalia (Diana-Verlag, Zürich).

Somerjet Vaughan kündigte vor einiger Zeit Einstellung seiner schriftstellerischen Arbeit an. Nun überträgt er seine Federführung mit einem neuen Wert, das als romantische Erzählung vorgeföhrt wird. Schauplatz: Das Spanien des sechzehnten Jahr-

hunderts, das Spanien der Inquisition, der Inquisition, der Frommen. Mann aus Vaughan, der früher geübter religiöser Fragen mehr als indifferent antwortete, hat sich in seinen letzten Werken mehrheitlich mit otulativen Kräften besöhäftigt, so auch sein neuestes Werk recht zeitlich an: Zum Teil scheint ihm um diese möglich-religiöse Welt recht ernst zu sein, vor allem mit den Wundern, die er gesehen hat. Andererseits ist unvermerkt der Schalk und der Spott wieder ins Spiel gekommen, ob dem Autor mit den Wundern nicht wirklich ernst ist. Denn die junge Spanierin, an der das Wunder in Erfüllung geht, wird nicht wie gewöhnt zur Heiligen, sondern zu einer durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit lebenden Frau, und Mutter und später zu einer bekannten Schauspielerin. — Das Buch liest sich angenehm und erheitert durch seine farbigen Schilderungen jener weitentfernten Zeit. cw.

Widigo, Erlebnis im Kanadischen Busch, von Katharine Winterzon, Albert Müller Verlag, A. G., Zürich, Fr. 11.

Was gibt es Schöneres für die Jugend zwischen 12 und 15 Jahren als ein Winterbuch. Widigo ist die spannende und würdige Folge ihrer früheren

Bücher „Am Eisfersee“, „Auf der Fuchsinfel“, „Weiter Nordwärts“; ist aber eine für sich abgeschlossene Erzählung, in welcher mir das Leben eines jugendlichen Kleeblatts während der Weihnachtsferien in der elterlichen Buschfarm kennen lernen, wobei diesmal etwas weniger spannende Erlebnisfälle mit Tieren und Tierjagen das Hauptmotiv sind, als das Leben, die Sitten und der Aberglaube der Eingeborenen. Widigo ist ein böser Geist, und an ihrem tief eingewurzelt Aberglauben drohen tapfere Schwärmer zugrundegehen zu müssen. Da greifen nun die vier tapferen jungen Weiber ein, spüren dem bösen Geist nach, läuteln das düstere Geheimnis. Das Buch ist so flott und spannend geschrieben, daß es der Redaktor zwischen Ehen und Entfernungen während aus der Redaktionsstube abhandeln gelassen ist, weshalb diese „aus Erfahrung“ stammende warme Empfehlung leider etwas verpöchtelt ist. Auch sie selbst hat eine Nacht darüber mehr gewacht als geschlafen. El. St.

Reaktion:

Frau E. Studer u. Goumoens, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 8.50 pro Jahresabonnement

gewöhren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestell-schein.

Unterzeichnede bestellt ein **Geschenkabonnement des Schweizer Frauenblattes**

ab _____ bis _____

an Frau/Frl. _____

Unterschrift und Adresse des Bestellers: _____

ALLES WAS SCHNEIDET
Messerwaren u. Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 28 95 82

SCHAFFHAUSER WOLLE

Messerwaren u. Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 28 95 82

Rügg-Nagel
Bühnenhofstr. 22, Zürich

Kochkurse Servierkurse

4. Jan bis 23. Febr.; 24. Febr. bis 14. April. Die erste Kochschule für Fachleute, Köchinnen und gute Privatköche.
4. Jan. bis 23. Febr.; 24. Febr. bis 14. April. Die zweite Kochschule für Fachleute, Köchinnen und gute Privatköche.
Chancen! Ferner: Kurse für Fach-, Sprach-, Schreib-, Prospekt- und Statistikunterricht im „Montana“ Luzern
Telephon (041) 2 66 51

Schweizerische Hotelfachschule Luzern

Pedolin

Kleiderfärberei & chemische Waschanstalt

CHUR

Der heimliche Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
H. WERTSCH, SOHN
ZÜRICH

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schätzengasse 7
Telephon 28 47 20

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 86

DELIKATESSEN

Rügg

ZÜRICH 1 TEL. 25 12 33

KAFFEE IMMER FRISCH GERÖSTET
SAUCISSONS - SPEZIALWURSTWAREN
WEINE SPIRITUOSEN
TAFELFRÜCHTE

Alle feinen Lebensmittel

Freitag, 24. Dezember 1948

MIGROS

«Die Zeitung in der Zeitung»

Im Telegramm-Stil

Licht in Trustbezirke

Im «Brückenbauer», in der «Tat», im Samstag-Insert erschienen Anklagen in Sachen Nestlé/Maggi-Skandal: 25% Absenkung der Rohmaterialien, 17-25% Aufschlag, Fertig-Suppen. Hauptgegenstand war die Abschiebung Nestlé/Maggi und die Rolle, welche die Praxis der Eidg. Preiskontrollstelle vorher und nachher spielte.

Echo in der Tagespresse? Null! Die Stillschweigerparole wird restlos befolgt. Es spricht Bände, dass Herren, denen die gesamte Presse offen steht, es vorziehen, Stillschweigen zu verbreiten.

400 Franken Buße für den Steinwurf

Richteramt 5, Einzelrichter, in Bern: Freispruch wegen Gefährdung und Verkehrsstörung durch den Steinwurf. Sachbeschädigung: Der Schaden von Fr. 182.90 ist vom Angeschuldigten Duttweiler bezahlt. Das politische Motiv wird als durchaus beachtenswert und die Handlung als nicht verwerflich bezeichnet, und doch wird dafür eine Busse von Fr. 400.— ausgesprochen in Anbetracht der guten finanziellen Lage des Angeklagten und dessen Stellung als Nationalrat.

Wer glaubt, für eine höchste Sache Steine werfen zu müssen, soll den Schaden und die Busse tragen. Es ist in Ordnung, dass es ihn etwas kostet. Es ist auch nicht zu teuer. Gegen die Obrigkeit aufzutreten, kostete früher manchmal den Kopf, heute Fr. 400.— (Statt Blumenspenden oder Fran-

Man würde einen weniger blasierten Sprecher zum Bericht «Die Woche im Bundeshaus» schätzen.

10000 Franken für die Förderung des Konsums von „Marz“ und „Grappa“

Es wird immer schöner, oder deutlicher gesagt, dümmere.

Es ist lausig, dass im National- und Ständerat die mageren Subventionen für kulturelle Zwecke herabgesetzt werden und die Sorge der heutigen Mutter Helvetia der Förderung und Verbilligung der Bier-, Wein- und Schnapsräsche gilt.

Zum Fleischboykot

Ein Teilerfolg ist da: Das 15-Millionen-Defizit wird nicht durch Zuschläge auf Import-Vieh und -Fleisch behoben. Es geht einsteilen zu Lasten des Bundes, also billiges Import-Gefrierfleisch. Es gilt: Vor allem keine Teilergebnisse im Fleischkonsum während der nächsten Wochen; sonst lachen sich die Interessenten doch noch ins Fäustchen und sagen sich: «Das Ganze ist ja nicht so gefährlich; wir werden schon wieder auf unsere Rechnung kommen...»

Schränken Sie also Ihren Frischfleischkonsum einsteilen weiter ordentlich ein; dann werden auch die Metzger ihre Versprechungen halten.

Resolution

«Der Genossenschaftsrat der Genossenschaft Migros Zürich, versammelt in seiner Sitzung vom 11. Dezember 1948, erwartet vom h. Bundesrat, dass er die unmissverständliche Stimme des Volkes nicht weiterhin überhört. Die Beunruhigung über die verfehlten Massnahmen, die der Familie das Durchkommen erschweren, ist nicht weniger gross als die Sorge wegen der zunehmenden Entfremdung zwischen dem Schweizer Volk und seiner Regierung. Es können Volk und Behörden schwerste Zeiten warten. Der Weg muss gefunden werden, eine wahre Einkigkeit in Sauberkeit zu finden. Es ist für die Regierung besserer Verlass auf das Volk als auf die Verbände und politischen Macher, die heute dem Bundesrat die Hand führen. Der Genossenschaftsrat sieht den ersten Schritt in einer entschiedenen Haltung gegen die Trustgebilde und die Verbandstranen sowie in der Abberufung der Funktionäre, die für das Chaos und das 15-Millionen-Defizit im Fleischsektor verantwortlich sind.

Der Genossenschaftsrat erhebt schärfsten Protest gegen die unwürdige Behandlung wichtigster Begehren, wie die Landesversorgungsmission, gegen die Massregelung und sogar Ausweisung eines Sachverständigen aus einer Sitzung einer eidgenössischen Expertenkommission, im Zusam-

menhang mit seiner sachlichen Kritik an offiziell genehmigten Preisausschlägen,

gegen die einseitige Darstellung am schweizerischen Radio, an dem die Konsumenten in gleichem Masse wie andere Interessengruppen zu Worte kommen sollen.»

Schokolade und Biskuits

In schönen Festpackungen

Pralinés fins	Schachtel 90 g	1.-
Pralinés surfins	Schachtel 100 g	1.10
Sortiment	Schachtel 107 g	1.-
	Packung zu 2 Schachteln	2.14 g 2.-
Pralinés	Packung 220 g	3.-
Gemisches Konfekt	Packung 200 g	1.50
Mischung	Paket 150 g	0.75
Chrébéli	Paket 90 g	0.50
Weihnachts-Biskuitdöse	Dose 575 g	4.50
	100 g	0.78

Feinste Rahm-Caramels

MI-KA-MU in Festpackung
Schachtel 300 g 1.50

Zum Dessert

Ananas-Pudding	Beutel 110 g	0.50
mit Ananas-Stückchen, die ihm den feinen, natürlichen Geschmack verleihen.		
Delikatess-Creme-Pulver mit Vanille-Aroma	Schachtel, 2 Beutel	je 35 g 0.50
Ananas zerleinert	2/3-Dose	2.10
«Del Monte» erste Qualität		
Ananas, Scheiben	1/2-Dose	3.-
«Libby», erste Qualität		

Versuchen Sie Ihr Glück mit dem interessanten Wettbewerb im neuen

Migros-Haushaltungsbuch

Den Gewinnern winken schöne Preise. Das neue Haushaltbuch enthält auf 100 Seiten viele interessante Beiträge über Hauswirtschaft, Mode, Kosmetik, Ferien usw., 8 Seiten Rezepte, viele Illustrationen
Preis Fr. 1.25